

14. X. 13, nachmittags 4 Uhr, ein Zug ab nach Südwesten. 24. III. 12 ein Zug ankommend.

Parus caeruleus L., Blaumeise. 19. X. 13 Zug von 17 Stück ab nach Südwesten.

Vom Vogelschnabel.

Naturhistorisch-ethnographische Skizze.

Von Karl Berger in Rennweg.

Das Verzeichnis der rudolfnischen Schatz- und Kunstkammer in Prag aus dem Anfänge des 17. Jahrhunderts führt nach Svátek (Kulturgeschichtliche Bilder aus Böhmen) in der „Almer“ (Abteilung) No. 5 im oberen Fache an: 21 Schnäbel von allerlei indianischen Vögeln.

Letztere haben ja bekanntlich häufig solche Schnabelformen, dass sie der Raritätenkramerei der alten Musealwissenschaftler unbedingt auffallen mussten. Gibt es doch in der Welt der Vögel überhaupt viele, die durch Form, Grösse, Farbe, Struktur usw. der Schnäbel bemerkenswert sind, wozu dann noch zahlreiche Missbildungen kommen, denen der Vogelschnabel, hauptsächlich auf Grund mechanischer Einwirkung, unterworfen ist. Man denke an die riesigen Schnäbel der Tukane und Hornvögel, die scharfhakigen der Raubvögel und Papageien, die leichtgekrümmten, aber langen der Sichler, Schnepfen und Säbler, die dolchartigen der Störche und Reiher, die löffelförmig verbreiterten von Löffelreiher und Löffelente, an den massigen des Larventauchers, welcher eben deshalb auch Papageitaucher, Pflugscharnase und Wasserschnabel genannt wird und endlich an den Tordalk mit seinem auf dem Oberfirse bogig emporgeschwungenen Schnabel. Auch die Stärke der Vogelschnäbel zeigt die mannigfaltigsten Kontraste: wie der Schnabel bald länger als der Körper des Vogels, bald wegen seiner Winzigkeit kaum bemerkbar ist, so ist er bei der einen Art oder Familie von wuchtiger Derbheit und Härte (Spechte und die meisten Tagraubvögel), bei anderen schwächlich und zierlich (Schwalben, die kleineren Eulen). Auch die Färbung lässt bedeutende Unterschiede und Auffallendheiten erkennen: oft ist's ein grelles Rot, wie bei Storch, Alpenkrähe und grossem Säger, oft ein leuchtendes Gelb, wie bei Bergdohle, Amselmännchen, Silber- und Mantelmöve, nicht selten ein intensives Grün,

wie bei manchen Wasservögeln, zuweilen auch ein Gemisch verschiedener Farben, teils schroff voneinander geschieden, wie bei Larventaucer und Saatgans, teils ineinander verschwimmend wie bei den Tukanen. Zuweilen ist es nur die meist gelbe Wachshaut — hauptsächlich bei den Raubvögeln —, die dem Vogelschnabel Buntheit gibt: eine weiche, nervenreiche, meist lebhaft gefärbte Haut an der Schnabelwurzel. Von anderen Bestandteilen des Schnabels, der sich bekanntlich in Ober- und Unterschnabel teilt, seien noch die „falschen Zähne“ erwähnt. Falsch oder unecht, d. h. keine Zähne im wissenschaftlichen Sinne, sind nämlich der Zahn am Oberschnabel der Papageien, die zahnartigen Schnabelvorsprünge falkenartiger Vögel und der Würger, sowie die bei Schwänen, Gänsen und Enten reihenweise auftretenden zahnähnlichen Gebilde, die bei der Löffelente am ausgebildetsten sind. „Es sind dicht und schräg stehende, kulissenartige, oft ungleiche Blätter in beiden Kiefern, die zusammen mit einer fransenartigen Seitenarmatur der Zunge einen den Walfischbarten durchaus vergleichbaren Seihapparat darstellen“ (Arnold). Aber Zähne sind auch sie nicht, denn sie sind wurzellos, nur zahnähnlich umgewandelte Hornzellen.

Die Substanz des Vogelschnabels ist ja Horn, im wesentlichen eine Verdickung der Oberhaut, während bei weichhäutigen Schnäbeln, wie denjenigen der Entenvögel, die Lederhaut verdickt erscheint. Ueber den knöchernen Bau des Schnabels der verschiedenen Vogelfamilien hat Dr. E. Hesse in Leipzig vor einigen Jahren eingehend geschrieben.

Denn so nebensächlich ein Objekt, wie der Vogelschnabel, dem Oberflächlichen auch erscheint, es ist doch der Betrachtung wert und zeitigt allerlei Reminiszenzen, von denen in folgendem aus der Natur- und Völkergeschichte manche herbeigezogen werden sollen. Der Schnabel, der Mund, die Lippe der Vögel also, hat ja die für die Erhaltung des Individuums notwendigste Arbeit zu verrichten: Nahrung aufzunehmen. Deshalb ist er bald lang, um dieselbe aus dem Wasser zu fischen, aus Schlamm und Erde zu stochern, bald kurz und zierlich, aber an Kopf und Hals von grosser Beweglichkeit, weil er täglich tausendmal nach winzigen Insektlein unter Blättern, in Blüten und Knospen greifen muss. Bei Finken und Ammern aber ist er trotz der

Kürze derb, weil da oft harte Körner zerkleinert, sozusagen zermahlen werden müssen; die Spechte haben einen Schnabel, der bei ihrer Zimmermannsarbeit in freier Natur als Meissel, Hammer und Zange dienen kann. Wie ja überhaupt die meisten Vogelschnäbel nicht nur zum Zufassen, sondern auch zum Festhalten, zum Zerkleinern, Zerhacken, Zerreißen der Nahrung eingerichtet sein müssen. Den typischen Kraftschnabel dieser Art haben die Raubvögel. Ihnen gegenüber zeichnen sich hinwieder die Schnepfen durch ziemlich weiche, kraftlose, aber sozusagen mit einem Sinnesorgan ausgerüstete Schnäbel aus. Sie besitzen nämlich an deren Spitze eine Art Tastapparat, kleine, weiche Tastkörperchen, die in zahlreichen kleinen Grübchen liegen und nach ihrem Entdecker Herbst den Namen „Herbstsche Körperchen“ führen.

Der Schnabel der Vögel kann nach dem Gesagten als eines ihrer Hauptkennzeichen gelten. Lediglich bei seinem Anblicke kann man in der Regel und ziemlich sicher unterscheiden, ob er einem pflanzen- oder tierfressenden Vogel, in letzterem Falle einem Vertilger von Insekten oder Wirbeltieren, von grossen oder kleinen, versteckt lebenden oder offen am Tage liegenden Beutetieren, angehöre. Mehrere Vögel sind wegen der Gestaltung ihres Schnabels, die ja auch ihre Lebensweise und damit auch ihren Körperbau, ihr ganzes Wesen mehr oder weniger uniformierte, zu Gruppen, zu Familien zusammengeschlossen worden. Solche Gruppierungen nach der Form des Schnabels sind zum Beispiele die Kreuzschnäbel, die Säbelschnäbler und die Zahn- oder Siebschnäbler, welche letztere nicht nur eine Familie, sondern eine grosse Gruppe von Schwimmvogel-Familien darstellen.

Die Verschiedenheit in Grösse, Form, Stärke, Härte und Färbung der Vogelschnäbel lässt sich in ganz natürlicher Weise erklären: Die Anpassung an die verschiedensten Natur-, speziell Ernährungszustände hat sie geschaffen, die Neigung z. B. des Spechtes, unter der Baumrinde seine Nahrung zu suchen und in den Bäumen Zufluchtsorte für seine Brut zu meisseln, den Schnabel vor Jahrtausenden schon gekräftigt, worauf sich die erworbene Kraft vererbte und, wenn nicht von Geschlecht zu Geschlecht, so doch von Jahrtausend zu Jahrtausend grösser wurde. Eine gewisse individuelle Stärkung des Vogelschnabels oder überhaupt eine Beeinflussung der Eigenschaften desselben in

irgendeiner Weise durch das Individuum lässt sich nicht selten ja auch feststellen. Ein typischer Beleg für diese Tatsache ergibt sich aus der Lebensgeschichte des Kreuzschnabels. Dessen eigenartige, hakige, zangenförmige Schnabelbildung ist ja bekannt. Die Neigung zu solcher Krümmung vererbt sich nun stets. Was aber mit den Ahnen nichts zu tun hat, das ist die Richtung der Krümmung: wie es eben der Zufall will, d. h. wie es die Beschaffenheit der nach Nahrung untersuchten Koniferenzapfen eben mit sich bringt, beugt sich beim einen Schnabel, der in erster Jugend noch nicht gekrümmt ist, der Oberschnabel nach links, beim anderen nach rechts, und entsprechend stärkt sich beim einen Kreuzschnabel der Oberschnabel-Muskelausatz rechts, beim andern links. Und Friedrich Arnold hat einen in der Gefangenschaft erbrüteten Kreuzschnabel von Jugend auf mit bequemer Nahrung, also nicht mit den Betätigung heischenden ganzen Tannenzapfen, aufgefüttert, und das Exemplar zeigte sich die ganzen drei Jahre, die es lebte, als Schwächling. „Der Schnabel zeigte von Anfang an die Neigung, ein Kreuzschnabel zu werden, namentlich ist die Muskulatur ganz anders entwickelt, wie z. B. beim Gimpel, den ich ebenfalls züchtete, er wächst sich aber — wenigstens in der Gefangenschaft — unendlich langsam zum Kreuzschnabel aus, im vierten Monat war er noch nicht vollendet, das Tierchen zeigte noch den gelben Mundsaum, und im siebenten Lebensmonat war das Wachstum der Kreuzung noch ganz unverkennbar zu konstatieren“ („Die Vögel Europas“ S. 224).

Wie aus allem diesem zu ersehen ist, kommt bei der Schnabelbildung des Kreuzschnabels sowohl das Moment der Vererbung wie das der individuellen Bemühung oder Arbeit zur Geltung, um die beim Ausklauben der Koniferenzapfen so praktische Krümmung zu erzielen, wobei in der angestregten Tätigkeit selbst ein Hebel für gesteigerte und rasche Entwicklung des Individuums und seines Werkzeugs gegeben ist. Aber das kann ja als eine Binsenwahrheit gelten, dass den Kräften angemessene Arbeit neue Kraft, massvoller Kraftverbrauch Kraftentfaltung, Kraftsteigerung bedeutet. Bei allen Organismen! Beim Menschen kennt man diese Tatsache und sucht sie für dessen kulturelles Höhersteigen immer nutzbarer zu machen. Beim Tiere

aber bestreitet man vielfach diese Möglichkeit des physischen und gar des psychischen, genauer intellektuellen Wachsens, um ja der in dieser Richtung zwar zeitweilig übers Ziel schiessenden Entwicklungslehre nicht Vorschub zu leisten. Die ängstlichen Leute, welche der Wahrheit auf solche Weise widerstreben, gleichen wahrlich noch jenem indischen Bergsohne vom Stamme der Munda-Kolhs, welcher glaubt, dass die bösen Geister dem im Auftrage des guten Gottes reisenden krummschnäbeligen Vogel Kherketa mit der Zunge den Schnabel krumm gebogen hätten. . .

Es gibt ja noch viel solcher Mythen und Fabeln, wie ja insbesondere über den Vogelschnabel, seine Entstehung und Wirksamkeit mancherlei erzählt wird: förmliche Schnabelkünste, mit deren Hilfe man Schlösser öffnen und die Zukunft erforschen kann. Der Vogel zeigt mit seinem Schnabel bei den Glücksrädern unserer Jahrmärkte ja heute noch auf die Nummer, die gewinnt. Doch dies ist nur symbolisch, gleichsam eine Erinnerung an die bequemen Zeiten, wo man sein Glück, die Richtung einer Wanderung, Ort und Stelle einer Ansiedlung von der Spitze des Vogelschnabels ablesen zu können glaubte.

Wie ja der Vogelschnabel überhaupt eine reiche Symbolik hat! „Halt deinen Schnabel!“ heisst es in allerdings wenig zarter Weise auch dem vorlauten Menschen gegenüber, ebenfalls von diesem: „Er wetzt den Schnabel schon!“ Und schon in Christoph v. Grimmlausens „Simplizissimus“ ist von Soldatenweibern die Rede, die in schlechten Zeiten ihren Männern für „Schnabelweide“ zu sorgen hätten. Und was der einschlägigen Redensarten mehr sind. Selbst in die Volksdichtung hat sich das Bild des Vogelschnabels Eingang verschafft. Nicht umsonst werden in der indianischen Vogelsage Reiher und Königsfischer als die besten Lanzenwerfer bezeichnet und verwendet, um etwaige Flüchtlinge niederzustossen: ihre Schnabelform hat sie zu diesem Amte gebracht.

Besonders vielfach wurden Produkte der menschlichen Technik, lange, spitze Gegenstände, nach dem Vogelschnabel benannt: Schiffsschnabel, der bei den Booten mancher Naturvölker, wie der Bewohner Neu-Irlands, auch deutliche Schnabelverzierung trägt, Vogelschnäbel,

oder aber als Vogelschnabel geschnitzt ist; Schnabelschuhe, die im Orient seit altem und heute noch gebräuchlich sind, in Deutschland nach Johannes Scherr im 11. Jahrhundert aufkamen und im 15. Jahrhundert wieder verschwanden. Besonders aber haben spitze, scharfe, kräftige, hauende und hackende Werkzeuge „Schnabelbenennung“ erhalten, zumal solche, welche töten, also Waffen. So hiess im Mittelalter das kurzgestielte Schlachtbeil Papageienschnabel, das langgestielte Hammerbeil Falkenschnabel oder auch Rabenschnabel. Doch bezeichnete man mit letzterem Ausdrucke auch das Werkzeug, mit welchem im Frühmittelalter die Verteidiger einer Stadt die mauerbrechenden Stiere zertrümmerten: er fasste, sich von den Wällen niedersenkend wie ein beutehaschender Vogel, den Stier samt seinen Lenkern, hob alles zehn Klafter hoch in die Lüfte und schleuderte es dann fort.

Noch einer Kuriosität von Benennung mit Hilfe des Ausdrucks „Schnabel“ auf zoologischem Gebiete sei gedacht: an das Schnabeltier, welches die Wissenschaft „*Ornithorhynchus paradoxus*“ d. h. „der paradoxe Vogelschnabel“ genannt hat. Der Kopf dieses Säugetieres läuft nämlich bekanntlich in einen platten Vogelschnabel aus, der, wie Dr. Semon sich ausdrückt, „durchaus einem Entenschnabel ähnelt“. Aber noch eine ganze Anzahl von Eigentümlichkeiten lassen dieses Tier als ein Bindeglied zwischen Säugetieren und Vögeln erscheinen. Es sei nur daran erinnert, dass seine Jungen in einer Eischale geboren, durch die Wärme des mütterlichen Körpers ausgebrütet und erst dann gesäugt werden!

Als Kunstmotiv tritt der Vogelschnabel häufig auf, besonders im Kunstgewerbe. Einzelne Geräte haben die Form eines halben Vogelschnabels, andere, wie Leuchter und Schalen, laufen in Vogelschnäbel aus: vom Kaiserin-Augusta-Fluss stammt z. B. eine runde Holzschale, aus der ein Vogelschnabel herauswächst.

Noch intensiver als in dieser Weise dient aber der Vogelschnabel durch sich selbst in der Kunst: in natura bei der Kunst des Schmückens, als Zierde des urwüchsigen Herrn der Schöpfung und seiner Werke. Dass sich der Natursohn, besonders wenn er Mediziner oder sonst irgend eine Respektsperson ist, ausser mit Federn, Tierschwänzen, Raubtierkrallen auch mit Vogelschnäbeln behängt, ist ja männiglich

bekannt. Besonders da, wo die durch Schnabelform, -grösse und -farbe so auffälligen Hornvögel vorkommen, haben sie eine reiche Verwendung als Schmuckartikel.

„Sehet das Haus des trefflichen Rajah,
Mädchen und Knaben, schmückt euch zum Tanz;
Wie er sein Haus mit den Schnäbeln des Tukans,
So schmücket euch zum fröhlichen Tanz!“

So heisst es bei den Nagas im Hochlande von Assam („Zeitschrift für Ethnologie“ 1889). Wirklich dient der Schnabel des Buceros daselbst sehr häufig als Hausschmuck, wie vielfach bezeugt ist: Ehlers fand vor einem Junggesellenhause der Rengma (ein starker Naga-Stamm) einen mit solcher Zier versehenen Stützpfeiler. Aber auch am Körper der indischen Bergsöhne muss der Buceroschnabel prangen. Nach Damant schmücken die Nagas von Nord-Kachar ihre Schläfen mit den wie Hörner vorstehenden Schnäbeln dieser Art. Auch der Helm der Abors, eines Bergstammes Bengalens, ist nach einem Berichte „mit dem riesigen Schnabel des Buceros“ geziert.

Das Sich-tot-legen-lassen von Vögeln.

Von Ewald Puhmann in Berlin-Baumschulenweg.

Veranlasst durch das wieder angeschnittene Thema in der „Ornithologischen Monatsschrift“ von 1914, S. 238, nehme ich Gelegenheit, diesem noch etwas hinzuzufügen.

Vor etwa dreissig Jahren, als ich noch ein Knabe war, verdross es mich sehr, im Kampfe gegen die Sperlingsplage in meines Vaters grossem Obstgarten nicht recht vorwärts zu kommen. Das Besetzen der vielen Nistkasten und Nisthöhlen darin wurde den nützlichen Höhlenbrütern von Haus- und Feldsperlingen, *Passer domesticus L.* und *Passer montanus L.*, doch allzuoft streitig gemacht. Viele Mittel wurden angewandt, den ungern gesehenen Gästen den Aufenthalt im Garten unleidlich zu machen. So viel wie möglich wurden mit 6-mm-Kugeln heruntergeholt, oder aber mein Bruder und ich steckten während der Brütezeit ein Stangenende in das Flugloch der Höhlen, damit also ein Entschlüpfen unmöglich war und fingen dann das Weibchen ein. Wurden nur die Nester mit den Eiern herausgerissen, so wurde

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Ornithologische Monatsschrift](#)

Jahr/Year: 1914

Band/Volume: [39](#)

Autor(en)/Author(s): Berger Karl

Artikel/Article: [Vom Vogelschnabel. 506-512](#)